



*** Es gilt das gesprochene Wort ***

„Wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung...“

Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

*Ansbach
18. April 2016*

von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

GLIEDERUNG

Seite

1. Einleitung.....	3
2. Kirche in der Kraft des dreieinigen Gottes.....	5
2.1. Kirche ist Gemeinde der von Gott Geschaffenen	5
2.2. Kirche ist die Gemeinde des Gekreuzigten und Auferstandenen	7
2.3. Kirche als Gemeinde der Gerechtfertigten	8
2.4. Kirche aus der Kraft des Geistes9	
3. Reformationsjubiläum	13
4. Interreligiöser Dialog	16
5. Schluss	17

„Wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung...“

Bericht vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

1. Einleitung

Liebe Schwestern und Brüder,

die Zeiten, in denen ich heute mit meinem Bericht vor die Landessynode trete, sind sehr intensive Zeiten. Das gilt nicht nur für einen Landesbischof, der auch noch gleichzeitig Ratsvorsitzender der EKD ist. Das gilt für viele, die heute hier anwesend sind und wie ich selbst versuchen, mit der Fülle der gegenwärtigen Themen und Herausforderungen so umzugehen, dass dabei etwas Hilfreiches für unsere Kirche und für die Welt herauskommt. Ich persönlich erlebe beides: Einerseits ergänzen sich meine Arbeit als Landesbischof mit allen Erfahrungen, die ich vor Ort mache und allen Beratungen, die unsere landeskirchliche Arbeit prägen, und meine Arbeit als Ratsvorsitzender hervorragend und die beiden Ämter profitieren wechselseitig voneinander. Das ist etwa in der Flüchtlingsfrage der Fall, in der mir erst die Informationen und Erfahrungen aus beiden Kontexten ein angemessenes Bild verschaffen. Ich erlebe aber andererseits auch echte Konkurrenzen zwischen den beiden Aufgaben, die dann zu schwierigen Terminentscheidungssituationen führen, die einmal zugunsten des einen und ein andermal zugunsten des anderen Amtes ausfallen. Das führt dann immer wieder zu dem Gefühl, etwas schuldig geblieben und auf Nachsicht und Verständnis angewiesen zu sein.

Die Intensität der letzten Monate hat möglicherweise auch damit zu tun, dass wir gegenwärtig sowohl in der Welt als auch in der Kirche in einer Situation des Umbruchs leben. Das wird etwa deutlich an den Wanderungsbewegungen, die neben allen direkten Ursachen in Krieg, Leid und Not auch mit den Möglichkeiten einer globalisierten und digital vernetzten Welt zu tun haben. Diese werden auch dann nicht wieder verschwinden, wenn die unmittelbaren Ursachen für die gegenwärtigen Wanderungsbewegungen überwunden sind. Allein die Tatsache, dass es in der Diskussion um die Flüchtlingsbewegungen des vergangenen Jahres Stimmen gibt, die als Ursache ein Selfie der Bundeskanzlerin sehen wollen, zeigt, welche Bedeutung die echtzeitartige globale Kommunikation nicht nur von Tönen, sondern auch von stehenden und bewegten Bildern heute entwickelt hat. Was das in der Zukunft für Nationalstaaten oder auch Staatenverbünde und ihre Grenzen bedeutet, weiß heute noch niemand. Und wie damit umzugehen ist, ohne auf eine Absicherung durch Stacheldrahtzäune, Polizei oder gar Militär zu vertrauen, die sich niemand wünschen kann, weiß gegenwärtig auch niemand genau. Das Bild eines Kontinents Europa, zu dessen Urerfahrungen der Freiheit das Einreißen von Grenzzäunen und die ökologische Renaturierung von früheren Todesstreifen gehört, und das nun zu einem Kontinent würde, der von militärisch abgesicherten nationalen Grenzanlagen durchzogen wird, ist jedenfalls für mich eine Horrorvision. Wir als Kirchen, die

wir mit guten Gründen immer das Friedensprojekt Europa stark gemacht haben, wollen alles dafür tun, dass es dazu nicht kommt.

Aber auch als Kirche leben wir in einer Zeit des Umbruchs. Die Selbstverständlichkeit, mit der das Glaubenswissen in früheren Zeiten weitergegeben wurde, gibt es jedenfalls hierzulande nicht mehr. Insbesondere bei der jungen Generation gibt es deutliche Abbrüche. Und in Zeiten zurückgehender Kirchenmitgliedschaftszahlen – seien sie bedingt durch Demographie oder durch Kirchenaustritte – stellen sich Zukunftsfragen für unsere Kirche und ihre institutionelle Struktur, die niemand ignorieren kann. Wenn wir bei dieser Synode die ländlichen Räume besonders in den Blick nehmen, dann werden wir auch die sorgenvollen Fragen nach dem Erhalt von Pfarrstellen in der Zukunft mit im Hinterkopf haben müssen, die mir fast jedes Mal von Bürgermeisterinnen oder Landräten gestellt werden, wenn ich vor Ort zu Besuch bin.

Mir ist beim Umgang mit diesem Thema wichtig, dass wir unsere diesbezüglichen Sorgen in die richtige Perspektive rücken und in unseren entsprechenden Gesprächen über eine Sicht hinauskommen, nach der der Erhalt einer bestimmten Stellendichte über Sein oder Nichtsein eines funktionierenden Gemeindelebens entscheiden würde. Um von einer solchen Untergangsstimmung geheilt zu werden, müssen wir keineswegs weit weg zu unserer Partnerkirche nach Tansania schauen. Es reicht ein Blick in unsere Partnerkirche nach Mecklenburg, die uns zeigt, wie unter ungleich schwereren Bedingungen an vielen Stellen ein kraftvolles öffentliches Zeugnis des Evangeliums möglich ist. Für mich sind die Begegnungen mit unseren Geschwistern aus Mecklenburg deswegen immer auch eine Ermutigung für die Zukunft. Bei unserem Treffen vor zwei Jahren in Ratzeburg schilderten zwei Pfarrerrinnen eindrucksvoll, wie die Kirche trotz einer Kirchenmitgliedschaft von rund 10 % durch gute Kooperation mit dem Bürgermeister und Engagement in der Bürgerschaft zu einem festen Faktor im öffentlichen Leben und zum Ort der Gemeinschaft auch für Außenstehende geworden ist. Die Ausstrahlungskraft der Kirche hängt nicht immer an der Zahl ihrer Mitglieder. Den Problemen und Herausforderungen ins Auge zu sehen, ist notwendig. Alarmismus hilft nicht weiter. Manchmal begegnen uns ja regelrechte Verfallsprognosen. Kürzlich ist mir in einem Interview folgende Frage gestellt worden: „Als Sie Ihr Studium beendet haben, Ende der 80er Jahre, da hatte die Evangelische Kirche in Deutschland 29,5 Millionen Mitglieder, so um 1990 herum, jetzt, gut 25 Jahre später, sind es ungefähr 22,5 Millionen. Also wenn das so weitergeht, ist ja beim 550. Reformationsjubiläum fast niemand mehr da, der als Mitglied der Kirche noch mitfeiert. Wie motivieren Sie sich eigentlich?“

Journalisten müssen so fragen. Aber ich habe mir erlaubt, in meiner Antwort das für meine Begriffe rüde Wort „Unsinn“ zu gebrauchen. Denn natürlich entspricht eine bloße Fortschreibung von bestimmten empirischen Trends für das nächste halbe Jahrhundert schon nicht den Maßgaben seriöser Forschung. Allein das messbare Phänomen, dass bei geringerer Zahl häufig auch die Entschiedenheit des Zugehörigkeitsgefühls steigt, widerspricht einer solchen bloßen Fortschreibung empirischer Trends. Erst recht ist sie problematisch, wenn wir als Kirche mit dem Heiligen Geist rechnen. Er schafft Neues – er weht, wo er will und wann er will. Er bewegt Menschen, in denen er so wirkt, dass man sie mit guten Gründen als beGEISTert bezeichnet. Die Frage nach der Motivation und nach dem Grund unserer Zuversicht ist deswegen nicht durch den Hinweis auf Erfolgspotentiale, Kennziffern oder Zielvorgaben für

Mitgliedschaftszahlen zu beantworten. Die Antwort gründet am Ende allein auf dem Vertrauen, dass Gott jeden Einzelnen und jede Einzelne von uns, aber eben auch sein ganzes Volk durch die guten und die schweren Zeiten begleitet. Die entscheidende Frage ist deswegen für uns nicht, wie die Kirche ihren Bestand erhält. Die Frage ist, wie die empirische Kirche wie wir sie täglich erfahren, mit all ihren inneren Brüchen, mit ihren menschlichen Schwächen und mit ihren Irrtümern, immer wieder von neuem zu der „einen heiligen katholischen und apostolischen Kirche“ wird, die wir mit dem altkirchlichen Bekenntnis glauben, zu dem Leib Christi, als den Paulus sie beschreibt, zum Salz der Erde und Licht der Welt, zu dem Jesus selbst sie berufen hat.

Wer bei der Frage nach der Zukunft auf den Heiligen Geist verweist, kann leicht missverstanden werden. Dieser Verweis kann nämlich auch als einfache Entlastungsstrategie missbraucht werden. Deswegen zitiere ich einen Satz aus dem viel diskutierten EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“, der aus meiner Sicht den Kern genau trifft:

„Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig‘ (2. Korinther 12,9), die Gegenwart seines Evangeliums ist nicht gebunden an leuchtende Kirchen oder wirkmächtige Predigten. Dies aber ist ein Satz über die Freiheit Gottes, nicht über die Entlastung von der Aufgabe, Kirche nach bestem Wissen und Gewissen einladend zu gestalten“ (34).

Wenn ich jetzt einige theologische Gedanken zu Charakter und Auftrag der Kirche entwickle, dann will ich Grundorientierungen geben in den schwierigen Diskussionsprozessen, die wir vor uns haben, wenn wir über Profil und Konzentration unserer Kirche unter Bedingungen möglicherweise zurückgehender Finanzen in der Zukunft nachdenken. Ich werde von den theologischen Grundbestimmungen aus Linien ziehen zu unserem konkreten kirchlichen Handeln. Daraus soll aber keinesfalls auf ein feststehendes Prioritäten- und Posterioritäten-Programm geschlossen werden, das den Diskussionsprozess auf ein bestimmtes Gleis setzen würde, bevor er noch richtig begonnen hat. Dass wir bei diesen Diskussionen aber immer theologische Grundbestimmungen der Kirche zugrunde legen und nicht reine Pragmatik oder die lauteste Interessenvertretung, das halte ich in der Tat für notwendig.

2. Kirche in der Kraft des dreieinigen Gottes

Ich will im Folgenden Kirche als Kirche in der Kraft des dreieinigen Gottes beschreiben. Dass wir an einen Gott glauben, der sich uns in Gott dem Schöpfer, in seinem Sohn Jesus Christus und im Heiligen Geist zeigt, ist für das Selbstverständnis der Kirche von grundlegender Orientierungskraft.

Was bedeutet es, dass wir als Kirche Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erden bezeugen?

2.1. Kirche ist Gemeinde der von Gott Geschaffenen

Als Christinnen und Christen verstehen wir die Welt als Schöpfung Gottes und sehen uns selbst und jeden Menschen als Geschöpf Gottes. Das ist in seiner Konsequenz für unser Leben kaum zu überschätzen. Es ist nicht zu gewagt zu vermuten, dass die Schöpfungsvergessenheit der Kirche wesentlich dazu beigetragen hat, dass viele Menschen sich von ihr entfremdet

haben. Die Lust am Leben, das Ja zum eigenen Körper, die Freude an der Sexualität – das sind nicht die ersten Gedanken, die die meisten Menschen haben, wenn sie das Wort „Kirche“ hören. Viel zu lange hat ein Verständnis von Sünde unser Schöpfungszeugnis verdunkelt, nach dem unsere leibliche Existenz verdorben sei und Gottesnähe gerade durch die Überwindung des Leiblichen zu gewinnen sei. In Wirklichkeit ist Sünde etwas ganz Anderes, nämlich eine Störung der Beziehung des Menschen zu Gott. Wo diese Beziehungsstörung überwunden ist, weil Gott uns aus unserer Selbstverkrümmung hinausholt, da können wir den Satz aus Psalm 139,14 aus ganzem Herzen mitsprechen: ich danke dir Gott, dass ich wunderbar gemacht bin! Wir können wieder neu entdecken, dass Gott nach den Schöpfungsbericht im 1. Kapitel des 1. Buchs Mose nach der Erschaffung des Menschen sagt: „Und siehe, es war sehr gut.“ Wir können uns des Lebens freuen, auch in seiner leiblichen Dimension, weil wir um seine Kostbarkeit wissen, weil wir wissen, dass es uns von Gott geschenkt ist. Ich freue mich über die Impulse, die Papst Franziskus in seinem gerade veröffentlichten Schreiben *Amoris Laetitia* genau in dieser Hinsicht gegeben hat.

Noch etwas ergibt sich für die Kirche aus dem Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer: wir können uns als Kirche nicht aus der Abgrenzung von der Welt heraus definieren. Die Versuchung ist groß, die Kirche so zu bauen, dass das ihr zugrundeliegende Christusbekenntnis als etwas verstanden wird, was uns von der Welt entfremdet. Genau das Gegenteil ist der Fall. Denn Christus hat Teil am Schöpferhandeln Gottes. „In ihm ist alles geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare“ heißt es im Kolosserhymnus (Kol 1,16). Wenn das stimmt, dann führt uns das Christusbekenntnis zur Schöpfung als ganzer **hin**, und nicht von ihr weg.

Gott hat die Schöpfung aus Liebe geschaffen, sie ist „*creatio ex amore*“. Das sagt der vor gut einer Woche 90 Jahre alt gewordene Jürgen Moltmann in seiner ökologischen Schöpfungslehre. Und das bedeutet, dass auch die Kirche zur Menschenliebe berufen ist ebenso wie zur Liebe gegenüber der außermenschlichen Natur. Jeder Mensch ist geschaffen zum Bilde Gottes. Deswegen muss die Kirche, wenn sie Kirche bleiben will, alle binnenkirchliche Verengung überwinden und leidenschaftliche Liebe zur Welt entwickeln. Das kann sich im Engagement in der Gemeinwesendiakonie genauso zeigen wie in der Bereitschaft zum interreligiösen Dialog, auf den ich gleich noch genauer eingehen werde.

Und natürlich impliziert das Bekenntnis der Kirche zu Gott als dem Schöpfer auch ein erkennbares Engagement für den Schutz der außermenschlichen Natur. Dass viele Gemeinden in Bayern ebenso wie unser Landeskirchenamt in München sich mit dem Grünen Gockel zertifizieren lassen, dass das neue Gebäude des Landeskirchenamtes nicht nur den ökologischen Goldstandard, sondern nun sogar den Platinstandard erreicht, dass wir den CO₂-Ausstoß für alle unsere Dienstreisen kompensieren und den CO₂-Ausstoß ständig zu verringern suchen, das alles sind keine politischen Vorlieben irgendwelcher Kirchenvertreter. Es sind Versuche, das Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer endlich so in die DNA der Kirche aufzunehmen, dass wir es auch mit unserem institutionellen Sein ausstrahlen. Vieles bleiben wir in dieser Hinsicht noch schuldig. Aber wir sind auf dem Weg. Und gerade der unerwartete Erfolg der Pariser Klimakonferenz wird uns – so hoffe ich – ermutigen, auf diesem Weg umso entschiedener weiterzugehen. Kirche in der Kraft des dreieinigen Gottes ist auch Gemeinde des Gekreuzigten und Auferstandenen.

2.2. Kirche ist die Gemeinde des Gekreuzigten und Auferstandenen

Dass die Kirche auch Gemeinde des Gekreuzigten ist, prägt ihr Sein von Grund auf. Bei vielen Synodenentscheidungen, die ich selbst miterlebt habe, hat diese Grundbestimmung der Kirche entscheidende Bedeutung gehabt. Diese Synode hat im letzten Herbst zweimal 10 Millionen € für die Flüchtlingsarbeit bewilligt. Das – so können wir heute sagen – war ein Segen für viele Menschen, die Jesus selbst die geringsten seiner Brüder und Schwestern nennt. Seitdem es die Kirche gibt, hat sie in ihrem Handeln nach innen und auch nach außen die besondere Solidarität mit den Armen und Ausgegrenzten gezeigt, die mit dem Bekenntnis zu Christus als dem Gekreuzigten untrennbar verbunden ist. In den letzten Monaten zeigte sich, wie konkret diese Solidarität ist. Viele sind an die Grenzen ihrer Kraft gegangen, haben sie manchmal auch überschritten. Ihr Einsatz war und ist ein lebendiges Zeugnis unseres Glaubens. Ich danke all denen an dieser Stelle sehr, die sich in den Gemeinden, in der Beratung, in der Begleitung für andere Menschen mit ihrer Energie und Zeit, mit Liebe und Leidenschaft einsetzen.

Die Empathie gegenüber den Schwachen, die Bereitschaft ihnen beizustehen und das Engagement für gesellschaftliche Verhältnisse, die die Schwachen schützen, gehört zu den Aspekten des Kircheseins, die unaufgebbar sind und die auch in der institutionellen Gestalt der Kirche und ihren Haushaltsplänen Niederschlag finden müssen. Deswegen bin ich so dankbar für alles Engagement für Menschen in Not, das uns mit den uns anvertrauten Mitteln möglich ist. An Spenden für Menschen in Katastrophengebieten wurden von der ELKB im Jahr 2015 2.291.272 Euro und von der Diakonie Bayern 4.641.000 € Euro gesammelt und entsprechend weitergeleitet. Das ergibt eine Gesamtsumme der bayerischen Fördermittel für internationale Katastrophenhilfe von fast 7 Millionen Euro. Ich wünsche mir dieses Engagement auch in der Zukunft.

Niemand verwechsle die Sensibilität für die Leidenden mit Leidensverliebtheit. Denn die Kirche als Gemeinde des Gekreuzigten ist gleichzeitig Gemeinde des Auferstandenen. Deswegen ist die Grundgestimmtheit der Kirche die Hoffnung. Wir können uns genau deswegen dem Leiden in der Welt stellen, weil wir wissen, dass es nicht das letzte Wort haben wird.

„Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“ – so heißt es im 1. Petrusbrief. Das glauben auch wir und sind damit als Kirche eine große messianische Hoffnungsgemeinschaft. Unsere Welt, die unter Zerstörung und Gewalt leidet, braucht eine „Bewegung der Hoffnung“ – so hat Jürgen Moltmann in seinem Buch „Kirche in der Kraft des Geistes“ die Kirche genannt (München 1975, 306), eine Hoffnungsbewegung, die den Sieg des Lebens mit ihrem Engagement für das Leben zeichenhaft sichtbar macht.

Als Kirche des Gekreuzigten und Auferstandenen ist die Kirche auch Gemeinde der Gerechtfertigten.

2.3. Kirche als Gemeinde der Gerechtfertigten

Was auf den ersten Blick für Manche erscheinen mag wie eine Glaubensformel, die zwar dogmatisch richtig ist, aber heute kaum noch Relevanz hat, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als Lebenselixier für eine kraftvolle Kirche in der modernen Lebenswelt. Es ist richtig, wenn die Kirche mit großer Weite und ohne die Attitüde einer Rechtgläubigkeitspolizei auf die Menschen heute zugeht, die in großer Unbefangenheit unter den religiösen Angeboten die Bausteine auswählen, die ihren religiösen Bedürfnissen entsprechen. Es ist gut, wenn Menschen, die sich nach einer spirituellen Heimat sehnen, diese Heimat in der Kirche auch bekommen. Aber es ist falsch, wenn die Kirche sich das Interesse der Menschen an ihren Angeboten mit einem diffusen Profil zu erkaufen sucht. Das Problem der Kirche ist nicht, dass ihre starken Inhalte am Leben der Menschen heute vorbeigehen würden. Das Problem ist vielmehr, dass wir als Kirche den Menschen viel zu wenig zu vermitteln wissen, welche Aktualität diese starken Inhalte für ihr Leben nach wie vor haben – vielleicht mehr denn je haben. Schuld eingestehen zu können und Vergebung zu empfangen etwa, gehört zu den Kernaspekten unseres Profils. In unserer vermeintlich so aufgeklärten Welt haben wir es verlernt, von beidem klar zu reden. Deswegen gilt es, die eigene Tradition neu zu entdecken und ihre lebensweltliche Relevanz deutlich zu machen. „Vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern...“ – wie viele Ehen würden noch bestehen, wie viele Beziehungen könnten heil werden, wenn wir diesen Satz wieder zum selbstverständlichen Teil unseres Lebens im Alltag werden ließen!

Die in jüngster Zeit vermehrt angebotenen Glaubenskurse sind vielversprechende Ansätze, die hier weiterhelfen. Einen profilierten Glauben zu entwickeln, aber eben auch gleichzeitig seine Lebensrelevanz plausibel zu machen, das ist die Aufgabe. Die Rechtfertigungslehre ist für mich ein Beispiel dafür, wie wir eine kostbare evangelische Tradition, die inzwischen breiten ökumenischen Konsens gefunden hat, weitgehend brach liegen lassen. Dabei liegt ihre Relevanz auf der Hand. Wenn junge Mädchen heute hungern, weil ihnen das geltende Schönheitsideal Schlankeheit um jeden Preis eingepflegt hat, wenn Menschen heute an den Leistungsansprüchen einer immer schneller werdenden Zeit zu zerbrechen drohen, dann kann die Zusage, dass wir nicht aus Werken, sondern allein aus Gnade gerechtfertigt sind, lebensrettend werden.

Zu wissen, dass wir nicht erst dann auf Gottes offene Arme hoffen dürfen, wenn wir einen bestimmten moralischen Punktestand bei Gott erreicht haben, sondern allein durch die Beziehung zu Christus von Gott angenommen sind, ist die Grundlage für eine innere Freiheit, die sich weder vor äußeren Autoritäten fürchten muss noch vor den eigenen Unzulänglichkeiten. Wer weiß, dass er gerechtfertigt ist allein aus Gnade, darf sein, auch wenn er gar nichts mehr **machen** kann.

Woher kommt eine solche Erfahrung? Wie können diese Sätze mehr werden als dogmatische Richtigkeiten? Die Antwort ist: Frömmigkeit. Davon können wir ganz selbstbewusst und selbstverständlich sprechen. Das tägliche Gebet, die Stille, die Meditation der wunderbaren biblischen Worte, die Wiederentdeckung der christlichen Mystik, das Leben mit den Herrnhuter Losungen, die gemeinschaftliche Erfahrung des Gottesdienstes oder auch ökumenische

Exerzitien – all das sind Wege, dass die Worte über die Rechtfertigung allein aus Glauben und nicht aus den Werken nicht nur den Kopf, sondern auch die Seele erreichen – und frei machen. Dass die Menschen wieder wissen, was die Freiheit eines Christenmenschen ist und dass sie spüren, welche Lebenskraft diese Freiheit freisetzt, das ist die vielleicht wichtigste Aufgabe der Kirche in der Zukunft. Was immer die Kirche tun kann, um dieser Aufgabe nachzukommen, sollte mit den entsprechenden Ressourcen in den Haushaltsplänen hinterlegt werden.

Ich habe beschrieben, was das Kirchesein im Lichte des Bekenntnisses zu Gott dem Schöpfer und im Lichte des Christusbekenntnisses bedeutet. Nun soll noch die Rede davon sein, was es heißt, Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes zu sein.

2.4. Kirche aus der Kraft des Geistes

Dass die Kirche aus dem Heiligen Geist lebt, gehört zu den Grundüberzeugungen unserer Tradition. Wenn wir Kindern erklären, was wir an Pfingsten feiern, dann sagen wir: Pfingsten ist der Geburtstag der Kirche. Dass der Geist über die Jünger kommt und alle, die da zusammen sind, sich plötzlich verstehen, obwohl sie doch so unterschiedliche Sprachen sprechen, ist tatsächlich ein guter Grund dafür, dass wir vom „Pfingstwunder“ sprechen. Deswegen gibt es vielleicht nichts Wichtigeres für uns als Kirche, als dass wir heute den Geist ersehnen, um ihn bitten und uns für ihn öffnen.

Denn die Milieus und Lebenswelten der Menschen werden immer unterschiedlicher. Die Sprachen, die wir sprechen, entfernen sich voneinander. Die Soziologen nennen das „Pluralisierung“. Diese Pluralisierung kann und darf nicht mit Zwang rückgängig gemacht werden. Es ist gut, dass Menschen heute die Freiheit haben, ihr Leben selbstbestimmt zu führen.

Auch heute suchen Menschen Gemeinschaft und Sinn. Aber sie tun es anders als früher. Die Bindung an Organisationen nimmt ab. Es wird viel deutlicher gefragt, was die Relevanz eines Angebots oder einer Sozialform für das eigene Leben ist. Menschen suchen heute neben der Familie als dem sozialen Nahbereich weniger die eine von vielen starken Beziehungen geprägte Gemeinschaft, der sie ihr ganzes Leben widmen, wie die Kirche, die Partei oder der Sportverein. Sondern sie leben in Netzwerken mit jeweils schwächeren Beziehungen, die ihnen Zugang zu vielen unterschiedlichen Gemeinschaften verschaffen, von denen die Kirche nur eine ist. Da kann schon der Gefällt-mir-Button auf der Facebookseite der Landeskirche eine Form der Verbindung mit der Kirche sein. Der Zeitaufwand dafür lässt sich in Sekunden messen. Die Gefällt-mir-Taste ist wahrscheinlich die schwächste Form der sozialen Beziehung, die wir kennen. Die damit verbundene Kontaktaufnahme sollte aber genauso unsere Aufmerksamkeit finden wie die Beziehungen in der klassischen „Kerngemeinde“. Was die 90 % Kirchenglieder, die nicht regelmäßig in unseren Ortsgemeinden sichtbar werden, denken, fühlen und erwarten, muss uns in unsere strategischen Zukunftsüberlegungen genauso eingehen wie die Wünsche derjenigen, die als tragende Kräfte unseres Gemeindelebens sichtbar werden.

Die Ortsgemeinde ist und bleibt für mich der zentrale Bezugspunkt. Auch Menschen, die vielleicht nie dort auftauchen, sind – das wage ich zu behaupten – dankbar dafür, dass es sie gibt. Vielleicht sind es an manchen Orten nur wenige Menschen, die in den Kirchen die Gottesdienste feiern. Aber sie tun dies auch stellvertretend für viele andere, die dankbar dafür sind, dass in den Kirchen gebetet, gesungen und gepredigt wird, auch wenn sie selbst nicht hingehen. Dass es den Gemeindepfarrer oder die Gemeindepfarrerin gibt, ist ihnen wichtig, selbst wenn sie wenig Kontakt mit ihm oder ihr haben.

Noch eine besondere Stärke der Ortsgemeinde will ich hervorheben: In der Ortsgemeinde besteht jedenfalls die **Möglichkeit**, dass gerade die Verschiedenen zusammenkommen. Diese Möglichkeit wirklich zu nutzen und einladende Gemeinde für ganz unterschiedliche Menschen zu werden, das ist nun allerdings eine der wichtigsten Herausforderungen der Zukunft. Als Kirche sind wir längst nicht mehr einfach nur die einheimische deutsche Gemeinde. Etwa 10% der Kirchenmitglieder sind nicht in Deutschland geboren, insgesamt kommen unsere Kirchenmitglieder inzwischen aus 166 Nationen. In vielen Gemeinden sind in den letzten Monaten Flüchtlinge aufgenommen worden. Manche von ihnen lassen sich taufen. Sie erleben hier die Liebe Gottes und bringen ihre Freude darüber auch deutlich zum Ausdruck, wenn sie den Gottesdienst besuchen und Teil unserer Gemeinschaft sind.

Ich will nicht verhehlen, dass Verschiedenheit uns allen auch etwas abverlangt. Wer sich öffnen will für den Geist, der muss, aber darf sich auch gefasst machen auf die Konfrontation mit dem Anderen, mit dem Fremden. Der Heilige Geist ist kein Wellness-Manager. Er hält auch Zumutungen für uns bereit. Er bringt uns mit Menschen in Kontakt, die wir zunächst vielleicht erst einmal aushalten müssen, bevor wir entdecken, welchen Reichtum sie für uns bedeuten.

Die Ortsgemeinde ist die feste Form, in der wir den Glauben in verlässlicher Weise am Ort leben können. Kirche erschöpft sich aber nicht in der Ortsgemeinde. Es gilt, daneben andere Formen von Gemeinschaft wahr- und ernst zu nehmen, in denen Menschen mit dem Evangelium in Kontakt kommen. Die Krankenhaus- und Altenseelsorge etwa begleitet Menschen und ihre Angehörigen oft auf langen Abschnitten ihres Lebens, feiert mit ihnen Gottesdienste und Kasualien. Sie erfahren das Evangelium als etwas, das für sie existenziell wichtig wird. Mit dem Religionsunterricht sprechen wir junge Menschen an, die sich beim Schulabschlussgottesdienst als Gemeinde erleben. Auch das sind Formen von Gemeinschaft um das Evangelium, die über die Ortsgemeinde hinausgehen. Vieles mehr wäre zu nennen. Wenn wir auf die zukünftige Bedeutung unserer Arbeitsbereiche schauen, gilt als Prüffrage: Sind die vorhandenen Strukturen hilfreich, um das Evangelium den Menschen nahe zu bringen, oder haben sie vor allem den Zweck, sich selbst zu erhalten?

In den nächsten Jahren wird ein Aspekt zunehmende Bedeutung gewinnen, der für Profil und Konzentration unserer Arbeit in den Gemeinden schon jetzt eine wichtige Rolle spielt: die übergemeindliche Zusammenarbeit. Dass nicht jeder alles machen kann, ist schon eine einfache Konsequenz unterschiedlicher Begabungen. Das gilt für die Pfarrerinnen und Pfarrer und alle anderen hauptamtlichen Mitarbeiter/innen genauso wie für die Gemeinden insgesamt. Es gewinnt aber auch dadurch neue Bedeutung, dass vermutlich die finanziellen Mittel nicht auf Dauer zur Verfügung stehen werden, um alles aufrechtzuerhalten, was an

Angeboten jetzt da ist. Nachhaltig sind die Modelle, in denen Gemeinden so zusammenarbeiten, dass die Kräfte gebündelt werden. Insbesondere in ländlichen Räumen, wo dafür längere Wege zurückzulegen sind, ist dazu Mobilität notwendig. Aber Mobilität lässt sich organisieren.

Schon jetzt werden Konfirmandengruppen über die Dörfer hinweg gebildet. Konficamps sind auch deswegen so beliebt, weil Jugendliche da neue Leute kennen lernen. Und für das Mitsingen im Gospelchor nehmen Menschen lange Wege in Kauf, weil ihnen das Singen Kraft gibt. Diese Beispiele zeigen: die Anziehungskraft unserer Kirche hängt nicht daran, dass an jedem Ort alles angeboten wird, sondern dass Menschen immer wieder den Heiligen Geist erfahren. Dafür lohnt sich der Weg!

Wo die Zusammenarbeit zwischen Gemeinden gelingt, braucht es keine Zusammenlegung. Für mich hat die Kooperation den Vorrang vor der Fusion. Wo Gemeinden gut zusammenarbeiten und mehr und mehr zusammenwachsen, vielleicht einander ans Herz wachsen, kann daraus auch organisatorisch eine Gemeinde werden. Aber selbstbestimmt, nicht von oben verordnet.

Pfarrerinnen und Pfarrern kommt in diesen Prozessen eine hohe integrative Verantwortung zu. Die meisten unserer Pfarrer/innen jedenfalls sind auch angesichts der Veränderungen und trotz wachsender Arbeitsverdichtung hochmotiviert. Ich habe mich über das entsprechende Ergebnis der Auswertung eines „Arbeitsbewältigungscoachings“ in sieben ausgewählten Dekanaten sehr gefreut. Dass sie sich gleichzeitig mehr Freiräume für die Entfaltung ihrer eigenen Spiritualität wünschen, ist ebenso erfreulich. Wir sollten tun, was wir können, um solche Freiräume zu fördern und unseren Pfarrerinnen und Pfarrern zu ermöglichen, sich weiterzuentwickeln. Denn die Ausstrahlungskraft unserer Kirche lebt in starkem Maße von Personen. Dabei spielen die Pfarrerinnen und Pfarrer eine zentrale Rolle. Auch deswegen bin ich so dankbar für den Prozess zum Pfarrbild in unserer Kirche, dessen Ergebnisse wir jetzt umsetzen. Die geistliche Erneuerung unserer Kirche braucht Pfarrerinnen und Pfarrer, die die nötigen Freiräume für die Entfaltung ihrer Spiritualität haben, um selbst auszustrahlen, was sie verkündigen.

Ich füge hier auch gerne noch einen Hinweis auf etwas an, was für uns schon eine erfreuliche Selbstverständlichkeit hat. Frauen und Männer arbeiten in unserer Kirche im ordinierten Amt bestens zusammen. Im letzten Jahr haben wir das 40-jährige Jubiläum der Einführung der Frauenordination in der ELKB gefeiert. Den Reichtum, der damit verbunden ist, erfahren unsere Gemeinden jeden Tag. Ihn sich wieder wegzuwünschen wäre undenkbar. Weil das auch heute nicht selbstverständlich ist und es sogar lutherische Kirchen gibt, die das Rad in dieser Hinsicht zurückdrehen wollen, hat der Lutherische Weltbund sich in den letzten Jahren intensiv mit dem Thema Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche beschäftigt. Unsere Gleichstellungsbeauftragte Frau KRin Dr. Beyer hat dazu hierher auf die Synode eine Handreichung mitgebracht, auf die ich sie ausdrücklich hinweisen möchte. Da Frau Dr. Beyer in diesem Jahr in Ruhestand geht, möchte ich diese Gelegenheit zugleich nutzen, um ihr hier vor der Synode für ihre langjährige Pionierarbeit von Herzen zu danken. Liebe Frau Dr. Beyer, Sie haben viel erreicht!

Dass der Heilige Geist gerade die verschiedenen zusammenbringt, ist in vieler Hinsicht eine Verheißung. Wir haben in unserer Kirche ganz unterschiedliche Frömmigkeitsformen. Allzu oft geben wir ihnen Etiketten, die eher der Abgrenzung dienen als der Erschließung neuer Gemeinschaft. Da sind auf der einen Seite die „Evangelikalen“ denen das Etikett der Ewiggestrigen angeheftet wird und die „Charismatiker“, denen man vorwirft, traditionsvergessen und unpolitisch zu sein. Und auf der anderen Seite die „Politischen“, denen man vorwirft, jedem Zeitgeist hinterher zu laufen.

Lasst uns aufhören mit solchen Etikettierungen! Lasst uns einander zubilligen, dass wir uns alle miteinander von dem einen Heiligen Geist leiten lassen, aus dem wir als Kirche leben! Und wir brauchen einander! Natürlich brauchen wir eine geistliche Erneuerung. Wir brauchen Menschen, die mit der Begeisterung für ihren Glauben nicht hinter dem Berg halten. Wir können andere ja nur begeistern, wenn wir selbst von unserer Sache begeistert sind. Und natürlich brauchen wir auch politische Wachheit und Weltzugewandtheit! Wie sollen wir denn Menschen für den Glauben gewinnen, wenn wir ihre Lebenswelt gar nicht verstehen oder wenn wir sie und ihre Art zu leben gar verachten? Und wie könnten wir das Gebot der Nächstenliebe ernst nehmen, wenn wir uns aus politischen Fragen heraushalten würden, die doch so oft für die tägliche Existenz von Menschen entscheidende Auswirkungen haben, manchmal sogar über Leben oder Tod entscheiden!

Ich nehme dankbar wahr, dass manche alte Fronten überwunden werden. Innerhalb der evangelikalen Bewegung gibt es eine neue Diskussion um Homosexualität, die die innere Pluralität dieser Bewegung deutlich macht. Und die evangelikale Micha-Initiative setzt sich leidenschaftlich für politische Maßnahmen ein, die endlich die unerträgliche weltweite wirtschaftliche Ungerechtigkeit überwinden. Umgekehrt wächst das Bewusstsein unter den als progressiv etikettierten Gruppen in unserer Kirche, dass wir neue geistliche Kraft brauchen und gerade da auch eine geistliche Erkennbarkeit, wo wir uns an öffentlichen Debatten beteiligen.

Jesu Bild von der Berufung der Kirche, Salz der Erde zu sein, sagt alles Entscheidende: Es geht darum, ganz in der Welt zu sein, ohne von der Welt zu sein (Joh 17). Wenn das Salz auf einem eigenen Haufen bleibt, einem Haufen der vermeintlich Erweckten, ist es nutzlos. Es muss ganz in die Welt eingehen. Wenn sich das Salz aber gar nicht von Welt unterscheidet, womit soll es dann salzen? Radikale Weltzugewandtheit und radikale Christusliebe gehören zusammen. Beides gemeinsam ist die Grundlage dafür, dass wir als Kirche wirklich Salz der Erde und Licht der Welt sind.

Die institutionelle Form, in der wir diese Berufung zu leben versuchen, kann unterschiedlich sein. In vielen Teilen der Welt leben die Kirchen ohne die staatskirchenrechtlichen Möglichkeiten, die wir hier haben. Viele von ihnen geben ein eindrucksvolles Zeugnis davon, wieviel geistliche Ausstrahlungskraft die Kirche entwickeln kann, ohne auf millionenschwere Budgets zurückgreifen zu können. Wenn wir in den nächsten Jahren angesichts des möglicherweise zu erwartenden Rückgangs der finanziellen Ressourcen um Prioritäten und Posterioritäten ringen, dann werden wir uns von diesem Zeugnis inspirieren lassen können.

Gleichzeitig gibt es keinen Grund, sich die jetzigen staatskirchenrechtlichen Möglichkeiten wegzuwünschen. Wir können im Rahmen des Subsidiaritätsprinzips die Trägerschaft von Kindertagesstätten übernehmen, wir haben die Möglichkeit, an öffentlichen Schulen Religionsunterricht zu erteilen. Das ist gerade angesichts des alarmierenden Abbruchs in der Weitergabe des Glaubenswissens an die jüngere Generation in den Familien ein kostbares Gut, das wir nach Kräften nutzen sollten. Und dass es die Kirchensteuer gibt, ist kein Verhängnis, sondern eine große Chance! Ich möchte an dieser Stelle einmal ausdrücklich all den Menschen danken, die treu und verlässlich ihre Kirchensteuern zahlen und damit ermöglichen, dass wir im Auftrag Jesu Christi für andere da sein können.

Es gehört zugleich zu den größten geistlichen Herausforderungen unserer Kirche hier in Deutschland, die innere Freiheit zu gewinnen, als Kirche, wenn es sein müsste, auch ohne die jetzige Finanzausstattung leben zu können. Aber sich diese Situation herbeizuwünschen, wäre mehr als kurzschlüssig. Unsere materiell armen Partnerkirchen würden sich jedenfalls gegen eine solche Romantisierung der Armut wehren. Sie sind dankbar für unsere finanziellen Möglichkeiten, sie solidarisch zu unterstützen. Das Gleiche gilt für die Verwendung der Gelder in unserer eigenen Kirche. Die zweimal zehn Millionen, die diese Synode bei der letzten Tagung für die Flüchtlingsarbeit beschlossen hat, waren – ich wiederhole es – ein Segen für viele Ehrenamtliche vor Ort und vor allem für die Flüchtlinge selbst. Wer leichtfertig die finanziellen Möglichkeiten, die wir durch die Kirchensteuer haben, schlecht redet, sollte so ehrlich sein und sagen, welche Teile der kirchlichen Arbeit er abschaffen möchte, wenn diese Möglichkeiten nicht mehr zur Verfügung stehen.

Die Kirchensteuer ist nichts mehr und nichts weniger als ein Instrument, das uns als Kirche viele Möglichkeiten gibt, das Evangelium in Wort und Tat zu bezeugen. Uns in unserer Existenz davon abhängig machen dürfen wir nie. Das Hohelied der Kirchensteuer zu singen, wäre deswegen genauso unsinnig wie ein kirchliches Leben jenseits der Kirchensteuer zu romantisieren.

3. Reformationsjubiläum

Immer wieder werde ich gefragt: was feiern wir eigentlich beim Reformationsjubiläum? Und meine Antwort könnte so vieles umfassen, dass es einen eigenen Vortrag dazu bräuchte. In Kurzform kann ich es am besten erklären, indem ich es im Bild der Schalen einer Zwiebel beschreibe:

Die äußerste Schale ist die kulturelle und historische Bedeutung der Reformation. Das beste Beispiel für den Schatz, den es da zu feiern gibt, ist die Bibelübersetzung Martin Luthers. Unsere deutsche Sprache gäbe es so heute nicht, hätte Luther nicht so vieles in ihr neu geschaffen, als er die Bibel übersetzte. Deswegen freue ich mich riesig darauf, wenn wir am 30. Oktober die neue Revision der Lutherbibel der Öffentlichkeit vorstellen werden. Und Sie können sich auch richtig darauf freuen. Mein Vorgänger im Amt als Landesbischof und amtierender Vorsitzender der Deutschen Bibelgesellschaft, Dr. Johannes Friedrich, wird Ihnen auf diese Synodentagung genauer sagen, warum Sie sich so freuen können.

Um die kulturelle und historische Bedeutung der Reformation angemessen zu würdigen und zu feiern, arbeiten wir als Kirche bei den Planungen eng zusammen mit dem Staat. Und wir sind dankbar für staatliche Gelder, etwa bei der Finanzierung von Ausstellungen oder Kunstprojekten. Es ist gut, dass die öffentliche Bedeutung des Reformationsjubiläums erkannt und anerkannt worden ist. Es ist gut, dass der 31. Oktober 2017 auch in Bayern ein gesetzlicher Feiertag sein wird!

Nach der kulturellen und historischen Bedeutung der Reformation ist die nächste innere Schale die Neuentdeckung Gottes. Viele Menschen fragen heute nach Gott, ohne schon einen Zugang zu Christus zu haben. Das Reformationsjubiläum soll eine Plattform dazu sein, die religiösen Quellen, aus denen wir leben, neu zu entdecken, neu zu spüren, welchen Reichtum es bedeutet, Gott in seinem Leben spüren zu können, mit Menschen über all das ins Gespräch zu kommen.

Und dann hoffen wir natürlich, den Kern des Ganzen, für viele Menschen neu aufzuschließen: Christus selbst. Dass wir mit unseren katholischen und orthodoxen Schwestern und Brüdern ein großes Christusfest feiern wollen, ist mehr als nur eine schöne ökumenische Einigungsformel. Es ist genau das, was Martin Luther selbst wollte, als er die entscheidenden Impulse für die Reformation gegeben hat. Er wollte neu auf Christus hinweisen. 2017 ist das erste Reformationsjubiläum der Geschichte, das nicht aus der konfessionellen Abgrenzung leben wird, sondern aus dem Geist der Ökumene. Weil dabei der Bezug auf Christus so zentral ist, passen unsere Beschäftigung mit der Barmer Theologischen Erklärung und das Reformationsjubiläum wunderbar zusammen. Ich bin dankbar für die Ausführungen der Synodalpräsidentin zur geistlichen Bedeutung der Beschäftigung mit der Barmer Theologischen Erklärung. Das Evangelium von Jesus Christus „auszurichten an alles Volk“ – diese Zielbestimmung der 6. Barmer These wird auch eine zentrale Rolle zu spielen haben, wenn wir im kommenden Jahr 500 Jahre Reformation feiern.

Das Festjahr selbst beginnt am Reformationstag 2016 mit Gottesdiensten in allen Gemeinden, einem für Deutschland zentralen Gottesdienst in Berlin und einem auf internationaler Ebene ganz besonderen Gottesdienst in Lund/ Schweden. Der Lutherische Weltbund und der Vatikan bereiten diesen Gottesdienst am Gründungsort des Lutherischen Weltbundes gemeinsam vor. Papst Franziskus kommt nach Lund und steht erstmals mit Lutheranern gemeinsam – nämlich mit dem Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, Bischof Dr. Munib Younan und Generalsekretär Martin Junge – einem Gottesdienst vor. Dank und Buße und das gemeinsame Zeugnis, die gemeinsame Verpflichtung sind die inhaltlichen Elemente des Gottesdienstes. Damit wird intoniert, was auch bei uns in Deutschland während des Reformationsfestjahres eine zentrale Rolle spielen wird: in einem Prozess einer „Heilung der Erinnerungen“ gehen Christen verschiedener Konfessionen versöhnliche und heilsame Wege miteinander. Am Vorabend des 2. Sonntags der Fastenzeit 2017 – am 11. März 2017 – wird dann der zentrale deutsche ökumenische Buß- und Versöhnungsgottesdienst „Healing of memories“ in der Simultankirche St. Michaelis in Hildesheim gefeiert, geleitet von den Vorsitzenden der beiden großen Kirchen. Materialien für ähnliche Gottesdienste vor Ort wird es rechtzeitig geben.

Ich könnte nun ausführlich Veranstaltungen, Ausstellungen, Gottesdienste und andere Aktivitäten aufzählen, Kirchentag in Berlin und Wittenberg mit einem großen Abschlussgottesdienst auf den Elbwiesen vor Wittenberg am 27. Mai, das große Jugendcamp und die Weltausstellung der Reformation von Mai bis September in Wittenberg, die nicht nur evangelische Christen in diesem besonderen Jahr auf jeden Fall gesehen haben sollten, das Luther-Poporatorium am 18. März in der Olympiahalle, der Festgottesdienst mit einem anschließenden bayerischen Staatsakt und einem großen Fest im Zentrum von Nürnberg am 1. Juli... - und so viel mehr.

Ich freue mich riesig auf dieses Jubiläumjahr und ich hoffe, dass es ein Jahr wird, in dem wir selbst neue Glaubenskraft gewinnen, in dem viele Menschen neu nach Gott fragen und in dem sie auch Antworten bekommen, ein Jahr, in dem Christus uns als Kirchen unterschiedlicher konfessioneller Traditionen neu zusammenführt.

Ein kleines Zeichen dafür schon jetzt mag auch der Termin sein, der es notwendig macht, dass ich schon am Donnerstagmorgen von dieser Synode abreise. Ich werde am Donnerstag in Rom Papst Franziskus treffen. Es ist noch nicht der große offizielle EKD-Delegationsbesuch, über den wir gegenwärtig auch im Gespräch sind, sondern ein persönliches Kennenlernen in den Privaträumen des Papstes im Gästehaus St. Martha. Aber auch dieses persönliche Kennenlernen könnte das gegenwärtig an vielen Stellen erfreulich wachsende Bemühen stärken, die Gemeinsamkeit im Zeugnis in der Perspektive einer versöhnten Verschiedenheit der Konfessionen ins Zentrum zu stellen und damit als Kirche auch der Welt ein Zeugnis der Hoffnung zu geben.

Die Gemeinsame Erklärung zur Flüchtlingsfrage, die Papst Franziskus bei seiner apostolischen Reise nach Lesbos zusammen mit dem ökumenischen Patriarchen Bartholomaios I. und dem orthodoxen Erzbischof Griechenlands Hieronymus II. vorgestern unterschrieben hat, hat mir aus dem Herzen gesprochen. Der Besuch war ein starker Hinweis auf die Verantwortung Europas und nicht nur Europas gegenüber den Menschen, die vor Terror und Krieg fliehen. Gerade jetzt, da viele Flüchtlinge an den Grenzen Europas festgehalten oder in die Türkei zurückgeschickt werden, ist die Gefahr groß, dass wir ihr Schicksal ausblenden. Menschen, die aus Syrien fliehen wollen, kommen in diesen Tagen ums Leben, weil sie nicht in die Türkei hereingelassen werden und auf syrischer Seite zwischen die Fronten geraten. Die Glaubwürdigkeit Europas hängt daran, dass jetzt auch wirklich die im Türkeiabkommen vorgesehenen legalen Fluchtwege Wirklichkeit werden! Ich bin dankbar dafür, dass die drei großen konfessionellen Traditionen der Christenheit im Eintreten für Solidarität mit den Menschen auf der Flucht so klare Zeichen der Einigkeit setzen und immer wieder klar machen: Flüchtlinge sind keine Nummern, sondern Menschen mit Gesichtern, Namen und individuellen Geschichten, die unseren Beistand verdienen. Und ich hoffe, dass das gerade auch Wirkungen auf die Regierungen Europas entfalten wird, die sich ausdrücklich immer wieder auf das Christentum beziehen.

4. Interreligiöser Dialog

Immer wichtiger wird in der aktuellen Situation der interreligiöse Dialog. Schon seit Jahrzehnten entwickelt sich die religiöse Situation in Deutschland hin zu einer größeren Pluralität der Religionen und Weltanschauungen. Neben Judentum, Christentum und Islam spielen im Bereich der Religionen inzwischen auch Buddhismus und Hinduismus eine Rolle – auch in Bayern. Durch die Flüchtlingsbewegung verändert sich die Situation weiter, nicht nur weil die Zahl der Muslime steigt, auch weil der Islam bunter wird und seine türkische Ausprägung nicht mehr dominiert. Viele Kirchengemeinden, die sich bisher im interreligiösen Dialog nicht ausdrücklich engagiert haben, beginnen nun, sich mit der Religion der Flüchtlinge zu befassen. Auf der anderen Seite nötigen uns gerade Attentate wie die von Paris, Brüssel und Lahore zum Dialog mit den Muslimen. Man muss immer wieder darauf hinweisen, dass die weit überwiegende Mehrzahl der Opfer des islamistisch motivierten Terrors in der Welt selbst Muslime sind. Der Dialog mit den Muslimen in Deutschland setzt voraus, dass wir zwischen der Religion des Islam und ihrem Missbrauch, zwischen Islam und Islamismus zu unterscheiden wissen. Die Religionen müssen – auch durch die kontinuierliche selbstkritische Beschäftigung mit ihren eigenen Heiligen Schriften und ihren Auslegungstraditionen – gemeinsam ein klares Zeugnis gegen jede Form des Missbrauchs von Religion zur Rechtfertigung von Gewalt ablegen. Den Namen Gottes für Terror und Gewalt in Anspruch zu nehmen, daran darf nicht die Spur eines Zweifels bestehen, ist Gotteslästerung!

Der Landessynodalausschuss hat beschlossen, dass die Synode die „Interreligiöse Konzeption“ unserer Landeskirche auf dieser Tagung abschließend beraten soll. Ich möchte dazu drei Bemerkungen machen:

1. Diese Konzeption kommt jetzt zur rechten Zeit. Wir müssen in der von mir beschriebenen Situation als evangelische Christen sagen, wie wir mit den nichtchristlichen Religionen und ihren Gläubigen umgehen wollen. Wir müssen es auch deshalb jetzt sagen, weil fremdenfeindliche und islamfeindliche Kräfte sich in der Politik unseres Landes lautstark und in vorher nicht gekannter Zahl äußern. Die interreligiöse Konzeption ist keine Handreichung für die Gemeinden. Sie ist eine Erklärung der kirchenleitenden Organe, dass wir den interreligiösen Dialog wollen und auf welcher Grundlage und mit welchen Überzeugungen wir ihn führen wollen. Es genügt nicht mehr, nur auf die Dienststelle des Beauftragten für interreligiösen Dialog zu verweisen – dieser Dialog ist unserer Kirche als ganzer aufgetragen.
2. Zum interreligiösen Dialog gehört ein wahrhaftiges und unverkürztes Zeugnis unseres Glaubens. In dem Entwurf für die interreligiöse Konzeption heißt es deswegen zu Recht: „Die missionarische Ausrichtung, das Einladen anderer zum Glauben in Worten und Taten, gehört zum Christsein und soll auch in der interreligiösen Begegnung nicht verschwiegen werden.“ Und dann werden Regeln beschrieben, wie das Zeugnis des eigenen Glaubens auch im interreligiösen Dialog gelebt werden kann: „Dass Mission ohne Überredung, Druck oder materiellen Anreiz vonstattengeht, dass die Gastfreundschaft und Hörbereitschaft der Dialogpartner nicht ausgenutzt werden und dass das eigene Zeugnis in sensibler Wahrnehmung und Achtung dessen, was dem

anderen in seinem Glauben wert und wichtig ist, gegeben wird, das sind Grundmaximen des interreligiösen Dialogs.“ In den interreligiösen Dialog gehen wir mit einer besonderen Bereitschaft zum Hören hinein. Wir wollen den Glauben und die Spiritualität der anderen verstehen, so wie sie selbst sie verstehen, und sind bereit, unsere Bilder von den anderen Religionen dabei korrigieren zu lassen. Wir rechnen damit, dass wir von den anderen etwas lernen können für unseren eigenen Glauben. Und wir üben uns in diesem Dialog in der Aufgabe, unseren Glauben so zu formulieren, dass er auch von Menschen verstanden wird, die vom Christentum noch nicht viel gehört haben.

3. Wir Christen bekennen, dass allein von Christus das Heil kommt und dass er uns Zugang zu Gott eröffnet hat. Bedeutet das, dass Menschen, die nicht an Christus glauben, für immer verloren sind? So hat das nicht nur die katholische, sondern auch die lutherische Kirche einmal gelehrt. Die katholische Kirche hat fast genau vor 50 Jahren, im Oktober 1965, diese exklusivistische, die anderen vom Heil ausschließende Lehre völlig revidiert. Aber auch wir vertreten keinen Exklusivismus, der darauf hinauslaufen würde, dass wir in den Gläubigen anderer Religionen bestenfalls potentielle Christen sehen, was jeden echten Dialog verhindern würde. Wir sind als Christen auf Christus verwiesen, aber wir machen über das Heil der Nichtchristen keine Aussagen, denn das ist allein die Sache Gottes. Ein Theologe, der in dieser Hinsicht völlig unverdächtig ist, der sein Leben lang das „Christus allein“ gelehrt hat und die Beschäftigung mit anderen Religionen die längste Zeit für überflüssig hielt, Karl Barth, hat am Ende des Lebens eine „Lichterlehre“ entwickelt, also die Lehre vom Aufleuchten der göttlichen Wahrheit außerhalb von Kirche und Christentum. Barth sagte: „Ich kann nicht ausschließen, dass Gott auch andere Religionen dazu benutzt, um das Licht seiner Versöhnung leuchten zu lassen. In dem Maß, in dem ich das bemerke, kann ich nur Gott die Ehre und insoweit den anderen Religionen Recht geben.“

Und ich ergänze: Das letzte Kriterium der Wahrheit der Religionen ist für uns Christus, der sich nicht nur in seiner Kirche, sondern auch außerhalb bezeugt – in anderer Gestalt vielleicht, aber doch so, dass wir ihn wiedererkennen. Es bleibt die Sache unseres Herrn, wie er zu Menschen außerhalb der Kirche spricht.

5. Schluss

Dass wir „wiedergeboren sind zu einer lebendigen Hoffnung“ gründet in unserem Glauben an die Auferstehung Jesu Christi. Aus einer lebendigen Hoffnung leben zu dürfen, das ist das Glück, das der christliche Glaube denen verheißt, die den Mut haben, sich darauf einzulassen. Wer aus dieser Hoffnung lebt, kann die Welt nicht aufgeben, weder aus Verzweiflung noch aus Zynismus. Wer aus dieser Hoffnung lebt, weiß, dass Gott mit der Auferweckung Jesu Christi ein letztes Ja zum Leben gesprochen hat. Verfolgte Christen überall auf der Welt legen Zeugnis ab von dieser lebendigen Hoffnung. Wenn wir für sie, wenn wir für alle Verfolgten und Misshandelten beten, wenn wir für ihr Menschenrecht eintreten, dann setzen wir Zeichen der Hoffnung.

Die Hoffnungsgemeinschaft Kirche setzt Zeichen, indem sie in jedem Gottesdienst und in Wohnstuben oder auch Blechhütten überall auf der Welt für andere betet, ihr Schicksal vor Gott bringt und damit dem Vergessen entreißt. Die Hoffnungsgemeinschaft Kirche setzt Zeichen, indem sie sich für das Leben im Hier und Jetzt einsetzt, indem sie für die Überwindung von Gewalt und für Gerechtigkeit streitet.

Die Hoffnung ist eine große Kraft und sie kommt nie allein. Der Apostel Paulus hat Recht, wenn er sagt: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ (1. Kor 13,13). Wenn wir in den kommenden Tagen dieser Synode schwierige Themen zu behandeln haben, wenn wir in den nächsten Jahren intensive Diskussionen über Profil und Konzentration zu führen haben, dann lasst es uns im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe tun. Gott – davon bin ich überzeugt- wird uns seinen guten Geist dazu schenken.